

Siegel des Lammes – Seite 180 – 186

*Im Haus des Fulvius – leitender Priester am Domitian-Heiligtum in Ephesus – findet im Herbst 95 ein Gespräch über die Probleme des Staatskults statt. Dabei wird auch die neue Bewegung der Christianer angesprochen, die seit einiger Zeit unter der Beobachtung der Provinzregierung steht.*

*Außer Fulvius beteiligen sich an dem Gespräch Aurelius, der Sekretär des Proconsuls, der Präfekt Gratidius und die Centurionen Valerius und Labienus. Theudas, ein Mitarbeiter der Staatssicherheit in der Provinz und Experte für apokalyptische Schriften, wird öfter erwähnt, ist aber nicht anwesend.*

Valerius war dem leitenden Priester am Domitianheiligtum bisher nur einmal begegnet, damals, als im Palast des Proconsuls die verschärften Bestimmungen zur Teilnahme am Kaiserkult diskutiert worden waren. Heute überraschte es ihn, wie interessiert und informiert Fulvius war. In seinem Atrium saßen die Männer um einen Gartentisch, jeder mit einem Becher Wein vor sich, und bald war eine Gesprächsatmosphäre entstanden, die Valerius eher an ein philosophisches Symposium erinnerte als an einen Arbeitskreis.

»Nur Theudas ist nicht mitgekommen«, berichtete Aurelius. »Er hat gemeint, zum Thema Bekehrung könne er nichts beitragen. Da seist du der richtige Mann.«

Fulvius lachte. »Hat dieser alte Bibliomane das wirklich behauptet? Dabei weiß er genau, dass ich so gut wie alles, was ich euch zu diesem Thema sagen kann, von ihm habe.«

»Du hattest mit ihm Kontakt?«, fragte Labienus.

Der Priester schmunzelte. »Aber natürlich! Es gibt in unserer Zeit einen ganz starken Wettbewerb in dem Versuch, die Welt geistlich zu deuten. Wir müssen diese Strömungen kennen und uns fragen, was wir von ihnen lernen können.« Fulvius zog die Schultern hoch. »Unsere Theologie versagt dabei völlig. Ihr glaubt gar nicht, wie belanglos und steril die Probleme sind, mit denen sich das zuständige Consilium am Hof Domitians befasst. Die zerbrechen sich den Kopf, welche Art von Weihrauch für das Kaiseropfer gültig ist und welche nicht. Vielleicht auch, ob an der Stelle eines verfallenen Augustusheiligtums ein Vespasiantempel errichtet werden darf oder gar ein Wohnhaus. Also Sorgen haben die! Nur in einem sind diese Greise gut: Wenn jemand etwas ändern möchte, dann sind sie dagegen, und darauf kann man sich verlassen. Natürlich sind sie auch gegen alle neuen Kulte. Da finden sie immer Argumente – nur damit alles so bleibt, wie es ist.«

Der Priester hatte seinen Becher ergriffen, betrachtete über den Rand hinweg die Mienen seiner Gäste mit einem Anflug von Spott und schien ihre Verblüffung zu genießen. Dann nahm er einen tiefen Schluck und stellte bedächtig sein Trinkgefäß zurück.

»Wenn ich wissen will, was in der geistlichen Welt los ist, brauche ich Gesprächspartner, die sich auskennen und dabei keine Angst vor unbequemen Wahrheiten haben. Insofern ist Theudas ein Glücksfall, da er innerlich unabhängig geblieben ist und als gläubiger Judäer viel von Religion versteht.«

Gratidius räusperte sich. »Bedeutet das«, fragte er lauernd, »dass unser leitender Priester sein religiöses Wissen von einer anderen Kultgemeinschaft bezieht?«

»Natürlich!« Fulvius wirkte völlig unbeeindruckt von der Missbilligung, die der Praefect hatte durchklingen lassen. »Was hat denn unsere Staatsreligion mit geistlicher Erfahrung zu tun. Seht euch doch selbst an! Wie seid ihr zu Verehrern unseres Herrn und Gottes Domitian geworden?«

»Du stellst Fragen!«, meinte Aurelius. »Wir sind doch alle in diese Religion hineingeboren und glauben an den Kaiser genauso, wie wir Bürger dieses Staates sind. Und ihr ...«, er blickte sich in der Runde um, »war es bei euch denn anders?«

Gratidius und Labienus murmelten Zustimmung. Valerius schwieg, verwirrt von der Fragestellung.

Der Priester nickte. »Ihr gebt es also selbst zu, dass eure Teilnahme am Staatskult nicht auf eine religiöse Erfahrung zurückgeht. Wahrscheinlich wurzelt die Bindung an die Kaiserverehrung am

ehesten in unserer angeborenen Trägheit, die sich keine Schwierigkeiten einhandeln will.« Er sah auf. »Gratidius, du hast Einwände?«

Ungehalten schimpfte der Praefect: »Das ist doch eine Zumutung! In Rom kann man wegen Trägheit hingerichtet werden. Und für dich ist sie die wichtigste Grundlage für den Staatskult?«

Fulvius hob beruhigend die Hände. »Keine Sorge! Ich werde mich hüten, das zu bewerten. Und selbstverständlich rechne ich damit, dass ihr den Kult unterstützt aus Einsicht in seine wirtschaftliche Bedeutung, seine sozialen Leistungen und seine Pflege des kulturellen Erbes.«

Mit unbewegtem Gesicht starrte der Praefect auf den Weinbecher vor sich. Valerius musterte ihn von der Seite und wandte sich dann zögernd an Fulvius. »Es muss noch einen anderen Zugang geben. Als ich mich zur Kaiserverehrung entschlossen habe, bin ich mir sehr wohl bewusst gewesen, was ich tat.«

Im Blick des Priesters lag gespannte Erregung, als er Valerius nach dem auslösenden Ereignis fragte. dem auslösenden Ereignis fragte.

Valerius sagte: »Ich habe den Staat als rettende Macht erlebt, als die Finsternis über Pompeii hereingebrochen war.«

Für einen Augenblick lag Schweigen über der Runde, und die Blicke der Männer richteten sich auf den Gastgeber. Fulvius antwortete langsam und nachdenklich. »Centurio, du bist offensichtlich den Göttern begegnet, und das hat in dir eine Bekehrung bewirkt. Du erlebst dich als ohnmächtigen Menschen, und plötzlich ist dir von außen her eine Kraft zugeflossen ...« Für einen Moment verlor sich die Stimme des Priesters, doch kurz darauf schien er ganz begeistert. »Das wirklich Überraschende an deiner Bekehrung liegt für mich darin, dass dich dieses Erlebnis zum Staatskult geführt hat. Ich hatte gelegentlich schon die Befürchtung, unsere Religion könne geistlich so tot sein, dass für einen bekehrten Menschen in ihr gar kein Raum mehr ist. Nun weiß ich«, Fulvius lächelte, »dass es das immer noch gibt.«

»Müsste man nicht erwarten«, fragte Aurelius, »dass ein Priester irgendein persönliches Erlebnis gehabt hat, das ihn zum überzeugten Anhänger seines Kultes hat werden lassen?«

»Du wirst es nicht glauben«, antwortete Fulvius, »aber in meiner gesamten Laufbahn hat mich noch niemand danach gefragt. Für den Kult ist es auch nicht wichtig. Da ist nur die Struktur interessant, die mit ihrem Geld, ihren Gebäuden und ihren Arbeitsstätten auch dann weiterläuft, wenn die religiöse Erfahrung total versiegt ist. Da die Traditionen weiter gepflegt werden, kann es lange dauern, bis man den geistlichen Zustand einer solchen Gemeinschaft überhaupt erkennt.«

»Wovon lebt denn ein Kult deiner Meinung nach?«, fragte Labienus.

Fulvius lehnte sich zurück, und für einen Augenblick sah es so aus, als suche er die Antwort in dem kleinen, gleißend-blauen Quadrat, das im Innenhof vom Himmel zu erkennen war. Dann wandte er sich wieder seinen Gästen zu. »Jede Religion beginnt mit Menschen, die ihrem Gott begegnet sind – in Visionen oder Naturereignissen, manchmal vielleicht auch bei einem Fest. Gesang und Tanz, Verzückung und Rausch wecken mitunter ganz starke Gefühle, in denen wir uns dem Göttlichen nahe fühlen. So oder ähnlich findet eine Gottheit ihre ersten Verehrer.«

Aurelius warf ein, er könne sich beim Kaiserkult kaum eine solche Entstehung vorstellen.

Aber Fulvius sah keine Probleme. »Lass uns einfach in Gedanken versuchen, zu den ersten Gott-Königen zurückzugehen. Da haben Herrscher erlebt, dass sie Söhne der Gottheit waren, vielleicht im Traum, vielleicht auch als kultische Erfahrung bei dem Fest der Thronbesteigung. Wenn der König die Demut aufbrachte, sich einem Höheren zu unterstellen und sich seiner Verantwortung anzuvertrauen, dann mochte er durchaus eine göttliche Ausstrahlung gehabt haben. Das hat es sicher nicht oft gegeben, aber im früheren Judäa etwa findet ihr dafür bemerkenswerte Beispiele.

Denkt nun einmal eine Generation weiter! Der Nachfolger hat nichts mit der Gottheit erlebt, aber er hat gelernt, dass er ihr Sohn ist. Niemand ird sich in der Begegnung mit ihm bekehren. Dazu fehlt ihm die Ausstrahlung. Trotzdem werden ihm die Untertanen ihre Reverenz für einen Gott erweisen. Sie brauchen das nicht zu glauben – so unklug wäre kein Herrscher, das zu verlangen – aber sie

dürfen ihren Unglauben auch nicht zeigen. Mit der Zeit verfestigt sich die Struktur und kann dann Jahrhunderte überdauern.«

»Bei den Christianern hat dieser Verfall offensichtlich noch nicht eingesetzt«, meinte Valerius nachdenklich.

Fulvius nickte. »Jesus ist hochinteressant. Da wird ein Mensch als König und Gottessohn verehrt, der rein äußerlich gesehen ein Niemand ist. Aber er hat etwas Göttliches ausgestrahlt, und er hat in seiner für uns unvorstellbaren Armut eine starke Anziehungskraft gerade auf die unteren Schichten ausgeübt. Bisher ist seine Verehrung noch nicht in toten Strukturen erstarrt. Und so wirkt der Genius dieses hingerichteten Christus weiter in dieser Gemeinschaft, Menschen begegnen ihm und bekehren sich zu ihm.«

Gratidius klang ungeduldig. »Mit der Bekehrung sind wir endlich wieder beim Thema. Was haben diese neuen Gemeinschaften, was der Kaiserkult nicht hat?«

Bevor Fulvius antworten konnte, wurde er unterbrochen. Ein Sklave meldete ihm einen Besucher und begleitete ihn dann durch die Vorhalle zur Eingangstür seines Hauses. Vom Atrium aus konnte man erkennen, dass er mit einem Priester des Heiligtums sprach und eine Papyrusrolle von ihm entgegennahm. Er schien die Schrift kurz zu überfliegen und kehrte zu seinen Gästen zurück.

»Ich habe gerade den Bericht über die Anbetung des Kaisers am heutigen Tag erhalten. Es ist immer das Gleiche: Die meisten Besucher sehen sich den Tempel nur an, besonders auch die beeindruckende Statue unseres Herrn und Gottes. Aber jeder, der Weihrauch kauft und vor Domitian verbrennt, lässt sich anschließend das Opfer vom Priester bestätigen, das heißt, den Leuten geht es gar nicht um die Anbetung, sie brauchen nur die Bescheinigung.«

Als der Praefect Fulvius bat, die Frage der Bekehrung wieder aufzunehmen, sagte der Priester: »Valerius hat uns gerade erzählt, wie ihm eine ganze Welt zusammengefallen war. Im Glauben an den Staat hat er dann eine neue Sicherheit gefunden und ihr die Führung über sein Leben anvertraut. Sein Erlebnis war besonders intensiv, aber im Leben junger Menschen ist so eine Wende gar nicht selten. Manchmal ist es nur ein innerer Drang, der einen von zu Hause fortreibt, auf die Suche nach Erfüllung. Für andere mag der Zusammenbruch nichts anderes sein als ein Blick in den Spiegel der vorangehenden Generation. Damit ist oft ein Erschrecken darüber verbunden, was aus einem werden kann, wenn man nicht aufpasst. Bekehrung ist die Erfahrung, vor dem Nichts zu stehen und gerade darin erlöst zu werden.« Fulvius unterbrach ich: »Ich verspreche euch, ich nehme Jesus gleich nicht mehr in den Mund. Aber die Idee, dass er in seinem Tod vor dem Nichts stand und ausgerechnet am Kreuz zum Erlöser geworden ist, dieser Gedanke muss ungeheuer faszinierend auf junge Menschen wirken. In unserer Staatsreligion gibt es dazu keine Entsprechung.«

»Meinst du«, fragte Aurelius, »dass man, wie du es nennst, vor dem Nichts stehen muss, um eine Bekehrung zu erleben?«

»Nein«, antwortete der Priester, »es gibt noch eine andere Art. Sie ist viel häufiger, und sie gehört auch nicht vorwiegend in das Jugendalter. Da leben wir unser gewohntes Leben, ohne viel zu fragen, und auf einmal hakt es, und wir fühlen uns, als seien wir plötzlich aufgewacht. Mitunter hat das die Gestalt einer Frage, die sich in uns festsetzt – eine Mahnung, dass wir in irgendeiner Hinsicht falsch leben. Wann hast du dir das letzte Mal für dich Zeit genommen? Was hat eigentlich deine Frau von dir? Warum trinkst du so oft mehr, als dir gut tut? Wer arbeitet für das Geld, das du verdienst? Euch fallen sicher noch hundert weitere solcher Fragen ein, die, einmal gestellt, nicht mehr abzuweisen sind. Wenn die Betreffenden dann ihr Leben ändern, so sind das auch Bekehrungen. Sie werden ausgelöst durch das Gefühl eines Defizits und die Sehnsucht nach Vollkommenheit.«

»Kannst du uns Beispiele nennen?«, fragte Aurelius.

Der Priester nickte. »Manchmal ändern sich nach außen hin nur Kleinigkeiten. Plötzlich entschließt sich jemand, ein Verhältnis mit Anstand zu beenden. Ein anderer fängt an, ehrlich Steuern zu zahlen. Ein Dritter versucht, bestimmte Schweinereien aus seinem Wortschatz zu entfernen. Nichts, was gleich auffällt – nichts, was auf die Gottheit hinweist! Und doch: Wie kommt es, dass ein

Mensch plötzlich solche Fragen an sich stellt? Woher hat er auf einmal diese Sehnsucht nach Vollkommenheit? Und was gibt ihm den Frieden, der in der Überwindung des Defizits liegt? Jeder Mensch, der im Prozess seiner Reifung nur ein wenig Selbsterkenntnis gelernt hat, der weiß: Das warst du nicht allein – da hat noch eine andere Macht den Zeitpunkt und den Inhalt bestimmt.«

Valerius warf ein: »Lebt nicht das ganze Römische Reich davon, dass die Bürger ihren Egoismus überwinden und nach einer Vollkommenheit streben, die der Gemeinschaft dient?«

»Sicher«, entgegnete Fulvius, »und darin liegt auch der tiefe Sinn des Staatskults. Nur haben wir das Problem, dass bei uns die göttliche Kraft kaum noch erkennbar ist, noch nicht einmal indirekt. Aber schließen kann man die Tempel auch nicht – dazu ist die Kaiserverehrung viel zu eng mit der Wohlfahrt des Reiches verknüpft.«

Valerius hatte einen Einfall: »Ist es ratsam, dass unsere Bürger ohne Bewusstsein und ungefragt Mitglied der Kultgemeinschaft werden? Man könnte den Beitritt doch zu einem bewusst verantworteten Akt machen, so etwas wie ein Kaiseropfer ohne Zwang. An den Menschen, die sich dann immer noch beteiligen, würde der Geist des Staatskultes wieder sichtbar, während er sich jetzt in der unbekehrten Masse bis zur Unkenntlichkeit verflüchtigt. Eine Veränderung der Welt zum Besseren ist sicher nur von einer Minderheit zu erwarten, die, vom göttlichen Geist geleitet, weiß, was sie will.«

Fulvius hatte plötzlich leuchtende Augen bekommen. »Das wäre mein Traum von einem Staatskult! Und er würde auf Einsicht beruhen und gerade jüngere Menschen begeistern.« Doch gleich darauf klang der Priester resigniert. »In meinem Beruf würde dir fast jeder sagen, dass dein Vorschlag das Ende der Kaiserverehrung wäre. Umso wichtiger wird die Aufrechterhaltung der Illusion. Die Massen, die sich nie bewusst für den Kaiser entschieden haben, die erzwungenen Opfer und eine Theologie, die sich fast ausschließlich mit der Rechtfertigung des Bestehenden beschäftigt – alles zusammen ist ein extremer Ausdruck unseres Unglaubens. Wenn wir auf all das verzichten wollten, die Angst wäre zu groß, dass dann nichts übrig bleibt.«

Für eine Weile herrschte ratloses Schweigen. Schließlich wandte sich Valerius an den Praefecten: »Du hast mich gestern Abend gerügt, weil ich angeblich den Verbannten zu sehr entgegengekommen bin. Aber Johannes hat unser Problem genau beschrieben: Die Welt mag untergehen, aber die Menschen bekehren sich nicht. Und sie halten an ihren falschen Entscheidungen umso erbitterter fest, je weniger sie Hilfe aus ihrem Glauben erwarten.«

Mit mühsam gezügelmtem Zorn antwortete Gratidius: »Centurio, ich habe dich doch vor jeder Parteinahme für diese Menschen gewarnt. Und Fulvius mag mit seiner Analyse Recht haben oder nicht, es ist mir gleichgültig! Der Kult muss seine politische und soziale Funktion erfüllen. Dazu bedarf es keiner Überzeugungen, aber der Vollzug der Riten muss außer Frage stehen. Wenn deine Christianer das Kaiseropfer verweigern, werden wir uns um sie politisch und militärisch kümmern.«

Der Priester verfolgte die Auseinandersetzung mit sichtlichem Unbehagen. Jetzt hob er beschwichtigend die Hände. »Es müsste auf so eine Frage eigentlich eine geistliche Antwort geben. Hält irgendjemand es für möglich, die Christianer doch noch für das Kaiseropfer zu gewinnen? Ich könnte mir ein Konzept vorstellen, in dem der Bürger zwei verschiedenen Bereichen angehört. In dem einen dient er seinem Gott und in dem anderen dem Staat.«

Gratidius schien wieder besänftigt, schüttelte jedoch den Kopf. »Auf die Idee sind wir auch schon gekommen, und wir haben es überprüfen lassen. Zunächst schien sich ein Erfolg abzuzeichnen. Man entdeckte unter den Christianern das Sprichwort: ›Gebt dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes ist‹ Unsere Leute fanden sogar heraus, dass dieser Satz von Jesus selbst stammte. Ein besseres Argument konnten wir uns überhaupt nicht vorstellen.«

»Warum hat es niemand ausprobiert?«, fragte Fulvius.

Der Praefect zog die Schultern hoch. »Theudas hat uns abgeraten. Er meinte, das Sprichwort beziehe sich auf eine Münze mit dem Bild des Tiberius. Es bedeutet, dass die Christianer nichts vom Kaiser in Anspruch nehmen sollen, noch nicht einmal Geld. Dass sie ihren Gott erst an zweiter Stelle nennen, bedeutet gar nichts. Vielleicht heißt es sogar, man muss sich zuerst von allen Bin-

dungen an den Staat trennen, ehe man frei ist, diesem Gott zu dienen.«

Der Priester hatte noch eine Frage. »Würden wir uns nicht alle Probleme ersparen, wenn wir die Christianer von der Verpflichtung zum Kaiseropfer befreien würden wie die Judäer?«

Aurelius schüttelte den Kopf. »Erst muss der Staatskult für die Bürger wieder einen Reiz bekommen. Sonst schaffen wir nur eine Möglichkeit, sich der Kaiserverehrung zu entziehen.« Er stand auf. »Wir müssen aufbrechen, Fulvius. Danke für deine Gastfreundschaft und für die offenen Worte! Es ist klar geworden, dass wir dich um deine Aufgabe kaum beneiden können, aber lass uns wissen, wenn du von der Provinzregierung Hilfe brauchst! Leb wohl!«